

Ersteinst  
wöchentlich einmal in Ver-  
bindung mit dem  
„Rheinischen Tageblatt“  
Ergänzungs-  
beilage. Preis monatlich  
1.25 M.

# Rhein Raffanischer



# Lahn Volksfreund

Anzeigen  
sollen die einpaltige kleine  
Zeile 80 Pfg.  
Familien-Anzeigen (einfach  
Sterbefällen)  
von weiteren Abonnenten  
10 Pfg.

Zeitung für Heimatkunde und -Ehre,

für Heimat-Industrie und -Handel.

So. 14. April 1921

## Osterabend

Von Alexander Büttner.

Leise kommt die Dämmerung über hundert graue Dächer und Giebel zu den weit offen stehenden Fenstern meiner Stube herein. Ein leises Streichen des Lichts vergoldet die kleinen Köpfelein des Weihnachtskranzes auf meinem Schreibtisch — Kugeln, das sind meine Osterblumen.

In dichten Strängen stehen sie jetzt überall in unsern Zimmern, sie haben sich von der dunkelroten Eglantierapfel und spiegeln ihre weißen Köpfelein in den schimmernden Blüten der alten Kirschbaumzweige, die sich uns jetzt in der Elternstube zeigen.

Von der Kirche klingt halbverwehter Glodenklang herüber, schwebend, lockend. Und im Garten drüben ist das Geräusch von Anfahrschlag. Silberglänzende Weidenzweige und junge weigeltende Birkenzweige leuchten zu mir heraus.

Im Nebenzimmer steht mein Bruder am Fenster. Seinen in die Schönheit des Frühlingsabends schaut er in den weiten Abendhimmel. Ich trete neben ihn, wir blicken uns an. Schüchtern, wie in früheren Tagen, wenn wir irgend ein verschwiegenes Abenteuer dachten. Eine Schlacht mit Gassenbuben auf der Kirchstraße, — eine Jagd mit Freunden auf dem Rhein, oder dergleichen Heldentaten, von denen kein Mensch im Hause etwas ahnen durfte.

„Halb sieben, du!“

„Ja, wir gehen noch ein bißchen!“

Ganz leise stehen wir uns über den Gang und jenseits der Treppe vor. Ich — es ist nicht schön, an einem solch himmlischen Osterabend die allgeliebten Fragen beantworten zu müssen: Ist auch Eure Stube hübsch aufgeräumt? Liegen die Bücher nicht wieder in allen Ecken herum?

Und wir treten auf die Straße hinaus. An den Giebeln der Häuser drüben hängt hier und dort noch ein bißchen Sonnenlicht.

Langsam und bedächtig schlendern wir daher, überall Menschen in Festkleidern begegnend. In ihren Augen scheint sich das große Hoffen widerzuspiegeln, ihrer Herzen stilles Beben: laß das Glück nicht an mir vorbeigehen, daß ich das Schöne vergegenwärtigen kann, daß ich mich wieder der Sonne freuen kann!

Liebes Kind, durch diesen führt und der Weg an den dunklen Wald, zur Natur! Jetzt fühlen wir's erst ganz, wie ein großes Verhängnis alle Welt freudig erschauern macht: dem Frühlings entgegen!

Zeitwärts, fern in der Rheinebene sinkt rot und lichter der Sonnenball, klar und schön, wie der letzte Tag in einem Lied. — Hinter uns, noch halb in blauer Dämmerung verhangen, glimmen die tränenreichen Lichter der Stadt auf. Lieber den Kronen der Bäume, die voll Blüten und schwellender Knospen sind, steht blau und mild der Frühlingsabend. Und es ist, als lägen unsichtbare Gloden zwischen Himmel und Erde ihre Töne pfeifen und brausen, daß die Seele fähig ist: Er ist da! Der Frühlings. Alle Blütenhüllen fallen, vom drängenden Leben gepreßt, und Millionen unter, leuchtender Blüten schütten die Erde mit neuem Gewande.

Und schöner wird's werden, wenn der Mai auf allen Wegen schwellende Farben ausstreut, — wenn der Juni kommt, mit dröhnenden Gewittern in den

Nächten und blauen Sonnentagen, die ganz erfüllt sind vom Dufte weißer und roter Rosen. — Und schon wird der Juli sein mit seiner goldenen Ernte und seinem Schicksal, — schon auch der letzte sonnenvorne Spätherbst, der silberfarbene haben gleich lichten Mädchenhaaren durch die Welt flattern läßt.

Ein frommes, kindergläubiges Erwarten ist in der Luft, daß all' die keimenden Knospen und Blüten zur Erfüllung reifen möchten, — eine stumme, zueversichtliche Antwort auf die Frage, ob auch dem Drängen und Sehnen unserer Herzen ein schöner Frühlings beschieden sei. Denn auch unserer Jugend wird ein Herbst kommen, wie fern er auch scheinen mag. Vorher aber wollen wir gläubig unseren Sommer erwarten — mit seinen Gewitterstürmen — und seinen Rosen —

## Die Berggrutsch-Katastrophe in Caub

am 10. März 1876

(Schluß.)

Am 10. März 1876, dem drohenden Abbruch neuer Felsmassen, mußten noch im März 12 am Fuße des Aufschlages gelegene Häuser geräumt, mehr als 50 Familien mit etwa 200 Personen und ihrer Habe anderweitig, zum Teil sehr notdürftig, in Schulräumen, in der ehemaligen Receptur, im Bürgeraal, in Rindställen und Scheunen untergebracht werden; viele von ihnen, besonders die Gewerbetreibenden, erlitten schweren Schaden. Sofort setzte aber auch die Liebesgütigkeit für die Verunglückten und Geschädigten ein; schon am Tage nach der Katastrophe bildete sich in Caub ein Unterstützungsausschuß, der am 12. März einen öffentlichen Aufruf erließ und bald überausgehende Gelder quittieren konnte. Auch der Strom der Reueigenen — in den ersten Tagen kamen mit jedem Eisenbahnzuge Hunderte von Fremden in Caub an — brachte, so sehr er den Bedarf und die Verpflegungserfordernisse in dem kleinen Ort erschwerte, der Rasse des Lokalkomitees nicht unerhebliche Aufschüsse ein. Am 1. Mai besuchte auch Kaiser Wilhelm, der sofort nach dem Unglück 2000 M. gespendet hatte, von Wiesbaden aus, wo er zur Kur gewohnt hatte, zusammen mit der Kaiserin, die von Koblenz kam, und mit dem Großherzog und der Großherzogin von Baden Caub, besichtigte die Unglücksstätte von den Hintergassen des Hotels Grünwald aus, von wo die furchtbare Wirkung der Katastrophe am besten zu übersehen war, sprach in zu Herzen gehenden Worten den Gestretzten und Geschädigten seine Teilnahme aus und überließ, wie auch die Kaiserin, weitere Mittel zur Bänderung der Not. In allen Teilen Deutschlands, besonders aber in den Orten am Rhein, fanden Sammlungen für die Cauber Bedürftigen, Wohltätigkeitskonzerte und andere Veranstaltungen statt; auch aus Wiesbaden stießen größere Summen aus den Gessammlungen bei der Kurverwaltung, bei der Polizei, bei den Zeitungen und von Privaten nach Caub; das königliche Theater gab am 11. April als Wohltätigkeitsvorstellung bei aufgehobenem Abonnement die Oper „Don Juan“. Auch Schwindler benutzten in Frankfurt, Darmstadt und anderswo die Gelegenheit, sich als „Unglückliche aus Caub“ vorzustellen und mitleidige Seelen zu schröpfen.

Nachdem die Leichen geborgen waren, verließen die Arbeiter Pioniere unter Leutnant v. Püttling, der die Ausgrabungsarbeiten mit Umsicht und Energie geleitet hatte, am 24. März Caub; ihre Kameraden aus Koblenz mußten schon am 13. März in ihre Garnison zurückkehren, da sie dort wegen der Hochwasser- und dringender Not benötigt wurden. — Wenige Tage nach der Katastrophe beschäftigte sich auch das preussische Parlament mit der traurigen Angelegenheit, von der Bürgermeister Herberich den raffenischen Abgeordneten telegraphische Nachricht gegeben hatte. Appellationsgerichtsrat Dr. Petri von Wiesbaden interpellierte im Landtag die Regierung besonders darüber, weshalb die bedrohten Häuser nicht rechtzeitig geräumt worden seien. Wir hörten schon oben, wie gleichgültig die Behörden in Caub der Gefahr gegenüber sich verhielten; doch hat es aber auch an der energischen Persönlichkeit gefehlt, die die Abwehrmaßnahmen der Wiesbadener Regierung in die Tat umsetzte. Die Verhandlungen im Landtag hatten das Gute, daß nun die ganze Angelegenheit mit größter Energie betrieben wurde. Durch das Gesetz vom 22. Juli 1876, das für die Hochwasserschäden vom Frühjahr 1876 die Summe von sechs Millionen vorsah, wurden zur Beilegung der Gefahr des Berggrutches in Caub 465 000 M. bewilligt; dazu kam noch eine Beihilfe von 50 000 M. aus kommunalfinanziellen Mitteln. Die Anleihen in Höhe von 40 000 M., die die Stadt noch im März aufgenommen hatte, wurden von der Regierung aus dem Staatshaushalt gedeckt.

Die Arbeiten, die nun in umfassender Weise unter Aufsicht der Behörden in Angriff genommen wurden, dauerten mehrere Jahre. Zunächst galten sie der Abklärung und Entfernung des Gerölls und der Felsmassen im mittleren Teil des Berggrutches und am Regel, die langsam, aber beständig sich vorwärts bewegten und jeden Augenblick eine neue Katastrophe herbeiführen drohten. Im November 1876 waren sie beendet, etwa 30 000 Kubikmeter Erde und Gestein auf Schienenbahnen in den Talboden, „Berggrutchen“ abgefahren. Schon im Oktober waren die geräumten Häuser wieder bezogen worden. Dann begann die Befestigung der Schuttmassen am unteren Teil des Berggrutches, die an den Rhein zur Verbesserung des Ufers gebracht wurden; endlich mußten Stellen zur Ableitung der geistlichen Wassermassen im Inneren des Berges angelegt werden. Nach der Ansicht der Fachleute war das ganze Unglück überhaupt nicht durch Abbruch der Felsmassen, sondern durch das am Fuße des Abhangs gewaltig durchbrechende Wasser verursacht worden. So sprach sich Oberbergamt Hachenburg in einer Zuschrift an die „Rheinische Zeitung“ über die Ursache der Katastrophe dahin aus, daß sie „nicht durch Abrutschen von einem Teile der seit längerer Zeit oberhalb der Stadt Caub in fortwährender Bewegung befindlichen Felsmassen, sondern vielmehr von einem Durchbruch bisher unbekannter, unterirdischer, angestauter Wassermassen aus unteren Teilen des Berggrutches herbeigeführt worden ist, den man früher stets als fest und außerhalb der Wohnung befindlich gehalten hatte, indem das plötzlich hervorbrechende Wasser die am Fuße des Berges lagernden Schuttmassen mit außerordentlicher Gewalt fortgerissen und auf die unmittelbar darunter gelegenen Häuser gestürzt hat.“

Das gefährdete Cauber Gebiet blieb noch lange unter regelmäßiger Beobachtung der Fachleute; in den vierteljährlichen Amtsberichten des Landrats in

Wiesbaden an den Regierungspräsidenten steht noch jahrelang, auch als die Schutzarbeiten längst beendet waren, die Nachricht wieder, daß die in Wiesbaden befindlichen Felsmassen im Berggrutchen Caub noch immer vorrücken oder sich senken. Gefährdet wurde die Lage noch einmal zu Anfang des Jahres 1879, als am 9. Februar wiederum infolge anhaltender Regengüsse gewaltige Geröll- und Schuttmassen — man schätzte sie auf 8000 Kubikmeter — zu Tal gingen und ein Hinterhaus vollständig zerstört und zwei andere beschädigt. Neue Abtragungsarbeiten wurden in Angriff genommen und im November 1879 fünf Stollen zur Ableitung des Wassers aus dem Aufschlagsgebiet angelegt. Im Mai 1880 waren die 1872 bewilligten Mittel nahezu verbraucht, im August hörten deshalb die Arbeiten auf. Die sachmännischen Beobachtungen wurden jedoch fortgesetzt; 1883 sind die Bewegungen, und Senkungen nur noch ganz gering, 1884 verlautet nichts mehr über sie.

Bei meinen Nachforschungen über die Cauber Katastrophe fiel mir auch die interessante Notiz in die Hände, daß damals auf Anregung des Regierungspräsidenten v. Wurmb von dem gestürzten Gebiet im Cauber Berggrutchen, das eine Ausdehnung von 80—90 Metern hatte, ein Modell angefertigt wurde, und zwar durch den Berggrutcher Wilhelm Häufig, der die Schutzarbeiten beaufsichtigte. Am 2. August 1876 überreichte Häufig Herrn v. Wurmb in Caub das fertige Modell, das zunächst im Hause der Witwe D. Erlebach ausgestellt und von den Fremden eifrig besichtigt wurde, später dem Landesmuseum in Wiesbaden überliefert werden sollte. Heute ist diese wertvolle Erinnerung an das Cauber Naturereignis leider verschollen. In das Museum ist das Modell nicht gekommen, und auch in Caub läßt sich heute nichts mehr über den Verbleib des selben feststellen; vielleicht führen diese Zeilen zur Wiederfindung des Kunstwerkes!

## Zeitgemäße Gedanken zum Erziehungsproblem

Jeder Kulturmensch ist ungesund, und so ist auch das alte Deutschland nicht zuletzt an seiner bis ins Wahnsinnige getriebenen Organisationswut zugrunde gegangen: durch den früheren Schulbetrieb ist es zwar einst außerstanden, aber auch in den Abgrund gestürzt. Um diesen Gedanken extrem auf das Erziehungsleben anzuwenden: ein jeder Jüngling, der die Schulbank verließ, war so sorgfältig abgestempelt worden, daß ein vergessenes Jota subscritum entscheidend für seine ganze Lebensbahn werden konnte. Auf solche Weise wurde der gute simple Durchschnittsbürger herangezogen, dessen schönste Tugend die verfluchte Mittelmäßigkeit war. Wehe, wer es gewagt hätte, einen Weg zu beschreiten, an dem eine Warnungstafel „Verboten“ angebracht war — und deren es gar sehr viele —, und wehe dem armen Kinde, in dem außerordentlichen Anlagen steckten. Das reinste Gefühl im Menschen, das Mißgefallen, das sich in den tiefsten Fugen gegen die falgelose Einengung des Kindes, gegen das Eitertum des Lebens nach der Fehlgangzahl in den Extrempunkten. So haben denn die besten der letzten Generation das Wort vom „Zeitalter des Kindes“ geprägt und sehr viel für das Kind gesprochen und geschrieben, aber solange wie nicht die

## Frühlingsfahrt im Extrazug

Von Gustav Jakob.

Diese Geschichte handelt von einem jungen Mädchen, einem alten Herrn und dem Frühlings.

Das junge Mädchen arbeitet den ganzen Tag in einem Büro der großen Stadt und tröstete sich darüber mit dem Gedanken, eine Beamtin zu sein. Es war aber nur ein Brotmarkenmädchen.

An einem freien Nachmittage war das junge Mädchen hinausgefahren aufs Land, ganz allein und ganz weit hinaus, um den Frühlings zu besuchen. Den hatte es auch richtig getroffen, und das war ein großes Glück gewesen, wie es jedem von uns in diesem Leben nur wenige Male begegnet. Denn der Licht beisehen: wie oft werden wir des Frühlings würdigen gewahrt? Oft kaum an einem oder zwei von den hundert Tagen, die ihm zusehen im Kalender!

Manchmal ist der Frühlings den halben Frühlings hindurch nicht zu Hause.

Manchmal ist er zu Hause, aber wir haben keine Zeit oder keine Lust, ihn zu besuchen.

Und dann ist er vorübergegangen und wir haben ihm kein einziges Mal ins Auge geblickt. Es war ein Jahr ohne Frühlings. Aber vielleicht muß das so sein. Vielleicht ist des Menschen Seele so beschaffen. Weicht sie doch nicht dem Weichen, das bescheiden aber pünktlich lächelt in jedem Lenze; sie ist eher wie ein wunderbarer fester Apfelbaum im Garten, der nur ein Jahr um andere blühen und Früchte tragen will und manchmal unbegreiflich faul steht, mehrere Jahre hintereinander!

An diesem Tage aber blühte das junge Mädchens Seele. Sie fühlte das und war einige Stunden im Walde unbeschreiblich glücklich.

„Na, denn der Lese, mir wird wohl der Herr aufstehen! Dieser poetische Schmus dient offenbar nur dazu, sein Aussehen vorzubereiten; er ist so lang, weil der Herr doch kein bißchen alt ist.“

„Lieber Lese, da bist du aber ganz schief gewickelt! Sie war vollkommen glücklich, sage ich dir, und ganz allein mit dem Frühlings. Wäre sich da noch ein Herr dabei befanden, — so würde das auch seine Reize gehabt haben, wäre aber doch nur ein Frühlings gewesen wie ein fälschlicher Tee mit Rum darin. Die Rasse eines geliebten Lebens im Frühlings ist bezaubernd, aber sie nimmt den Blüten das feine Aroma. Nur wie selbst allein sind, in seltsamen Augenblicken, in uns vollkommen.“

Sie war selbst glücklich, sage ich dir noch einmal, so glücklich, daß sie nicht fühlte, wie die Zeit verging, und als sie aus ihrem Frühlingsdraum erwachte und nach ihrer Armbanduhr sah, da fehlte nur noch eine Viertelstunde bis zur Abfahrt des Tages, der sie von der kleinen Station zurück nach der Stadt bringen sollte. Da sagte sie dem Frühlings hastig lebewohl, und lief wie gelockt zurück, nicht den schönen gewundenen Waldweg, sondern die höfliche gerade, aber kürzere Chaussee, wo sie von Wagen und Autos mit Staub überschüttet wurde. Auf dieser lief sie verpfuscht, wie Damon in Schillers „Räuber“, als er den Freund retten will, der für ihn am Kreuz zu sterben bereit ist — es war noch gar nicht so lange her, daß sie das Gedicht in der Schule gelernt hatte. Wie sie aber an den Bahnhof kam, da war der Frühlings gerade abgefahren, nur der Bahnhofsdorfsicher stand noch da mit seiner roten Mütze, aber das war keine Kunst, wenn der Bahnhof. Er sagte ihr auf ihre Frage, fast wie mit Schadenfreude, daß das nun der letzte Zug für heute nach der Stadt gewesen sei, und die ganze Nacht ging auch weiter, und der nächste ging erst am anderen Morgen um 11 Uhr. Das nannte er den „neuesten Fahrplan“.

Das Brotmarkenmädchen aber war große Tränen. Denn der Zug um 11 konnte ihn gar nicht mitnehmen, dann war die große Lebensmittellieferantenunternehmung, die am anderen Vormittage von 8 bis 12 Uhr stattfinden sollte, gerade vorüber,

wenn es ankam. Es hatte aber schon einmal diesen wichtigen Tag verfehlt, schloß es diesmal wieder, so verlor es gewiß seine Stelle.

„Jetzt aber ist es hohe Zeit, daß der alte Herr kommt!“ wird der Lese denken. Und der soll auch kommen, denn soviel versteht ich doch schließlich auch vom Geschichtsschreiben, um einzusehen, daß ich das nun unmöglich länger aufschreiben darf. Ich muß aber vorher noch eine kleine tiefinnige Bemerkung einschalten. Ich kann sie durchaus nicht unterdrücken, ich habe sie mir, als ich diese Geschichte abfasste, weiter oben extra an den Rand geschrieben. Ich dir, lieber Lese, wollte ich weiter unten fragen, nicht auch schon aufgeschoben, daß der liebe Gott zuweilen ein recht grimmiger Zahlmeister ist? Raum haben wir es uns einmal ein bißchen wohl sein lassen am Tisch seines Lebens, gleich kommt er an, mit fliegenden Fackeln, und präsentiert die Rechnung! Das junge Mädchen dieser Geschichte hatte einen ganz einfachen, obwohl tiefglücklichen Waldspaziergang gemacht, und schon steht sie am Bahnhof und weint, nicht anders, als ein schuldvolles Geistes.

Nun muß aber ganz entschieden der alte Herr aufstehen — ich kann ihn nun nicht länger hintanhaltend. Wie aus der Erde gewachsen stand er plötzlich neben der Tränen und sagte: „Mein Fräulein, ich höre, Sie legen Wert darauf, heute noch nach der Stadt zu kommen — darf ich Sie einladen, mit mir im Extrazug zu fahren?“

Auf diese erstaunliche Rede hin tat das junge Mädchen, mit gutem Grunde, was die meisten jungen Mädchen dieser Welt leider ohne einen solchen bei einer ersten Bekanntschaft mit geradezu fataler Regelmäßigkeit zu tun pflegen: sie grüßte sich erst einmal die Krawatte des alten Herrn freilich an, und warf dann einen prüfenden Blick auf seine Stiefel. Beides erwies sich als einwandfrei, oder eher hervorzuheben Eleganz, keinesfalls ließ es auf einen Extrazug schließen. Und das taten auch die freundlichen grauen Augen nicht, die sie unter einem eben-

falls tadellosen Zylinder hervor anblickten. Ach nein, zu einem Extrazug hätte vor allem ein ganz anderer Dack gehört, wulstige Hände, große Füße, dicke Lippen und das entsetzlich kalte brutale Auge des Kriegsgewinners!

„Weil aber das unbewußte Vertrauen eines jungen Mädchens, das in Not ist, sich immer in naiver Javertst auf den gerade auftauchenden Mann flammert — woiu un homme, — der wird schon was finden, das dich aus der Patzche zieht! — so lag doch ein ruhender Unterbau von Hoffnung in der Stimme, mit der sie schließlich sagte:

„Ach, ich glaube, Sie machen sich über mich lustig!“ Statt aller Antwort wandte sich der alte Herr an den Stationsvorsteher. „Sie gestatten doch, daß die Dame mitfährt?“ sagte er mit verblüffender Geschäftsmäßigkeit. Worauf dieser, nicht minder geschäftsmäßig, erwiderte: „Dann müssen Sie aber noch ein Billet erster Klasse lösen.“

Mit Augen, groß wie Untertassen, sah hierauf das Mädchen zu, wie der alte Herr an den schon geschlossenen Schalter trat, Kasse, und sich ein Billet erster Klasse ausbändigte ließ. „Darf ich Sie nun bitten, mir zu folgen?“ sagte er, als er zurückkam.

Sie folgte ihm, immer noch etwas ungläubig, durch den Barriereaal nach dem leeren Bahnsteig. Den ging er ganz entlang, und noch weit darüber hinaus, bis zu einem großen Güterzug. „Da ist mein Extrazug!“ sagte er, auf einige Waggon weisend, zu denen eben eine Lokomotive stieg.

„Aber das ist ja ein ganz gewöhnlicher Güterzug!“ sagte das junge Mädchen verblüfft.

„Der alte Herr lächelte philosophisch. „Für die meisten Menschen ist das allerdings ein ganz gewöhnlicher Güterzug, weil sie da nicht mitfahren dürfen. Ich aber habe das Recht, in Dringlichkeitsfällen auch Güterzüge zu benutzen, daher sind dies meine Extrazüge, sozusagen.“ Damit steuerte er, in seinem tadellosen Zylinder, entschlossen auf einen großen Viehwagen dicht hinter der Lokomotive zu. Das junge



an die Wurzel des Neils gelegt werden konnte, blieb es eben beim Sprechen und beim Schreiben.

Die neue Zeit hat uns auf allen Gebieten in den schärfsten Gegensatz zur alten gebracht. Das alte Gesetz der Pendelschwingung hat sich wieder einmal erfüllt, soweit der Pendel früher nach rechts schlang, so wagt er jetzt nach links aus, und wollen wir gesund bleiben, so müssen wir uns dem Reaktionsgesetz fügen. Nur müssen wir uns hüten, in die Gegen-Endenlosigkeit zu fallen; Null und Unendlichkeit sind immer leere Begriffe, an denen unser Verstand, wenn er sich in sie hineinbrüht, scheitert, während er mit den Zwischenstufen sehr gut etwas anfangen kann. Und so wollen auch wir versuchen, dem Kinde die Zwischenstufen auszusuchen, die ihm die meisten Jinsen bringen.

Das Stempelzeitalter stand jedem Menschen mittrauig gegenüber, der nicht das blaue Siegel unter einem Papier hatte, also einmal recht dem Kinde, das die Natur, natürlich wie sie nun einmal ist, allen Bürokrateen und Schulmeistern zum Trotz noch immer unabgestempelt zur Welt brachte. Das Hauptprinzip der alten Schule hieß Unterordnung. Brechen wir damit, und sagen wir statt unterordnen, einordnen in die Gesamtheit, so sind wir schon einen guten Schritt weiter. Einordnen, einen jeden Staatsbürger am Bau des Staates mitbauen lassen an seinem Plaz. Wir müssen der Jugend wieder das Selbstvertrauen zurückgeben. Nicht dadurch, daß wir sie fortwährend ermahnen und ihr unsere Erfahrung einprägen, wird sie klug und sich die notwendige Weltweisheit erwerben, sondern dadurch, daß wir sie erfahren lehren am eigenen Fleische, drängt sie zu ihrem Geiste vor. Alle guten Ermahnungen haben als Dünger die eigene Erfahrung notwendig. Schon aus diesem Grunde ist es mir unbegreiflich, wie man sich einer Selbstverwaltung der Schüler durch Schülerräte (man kann ja auch anders taufen, wenn der Begriff nicht schmeckt) ernstlich widersetzen kann. Nur muß der Lehrer soviel innere Überlegenheit — ich würde absichtlich das Wort Autorität — besitzen, daß der Schülerrat bei seiner Beratung immer wieder aus eigenem Antrieb sich an ihn als den gegebenen väterlichen Freund wendet.

Die Haupterziehung des Kindes liegt naturgemäß dem Elternhause ob, und an der egoistischen Liebe der Eltern verbleiben lausend Kinderherzen. Das Kind, zwar aus zwei, die eins geworden sind im Fleische (noch lange nicht im Geiste) geboren, ist immer ein dritter Geist, und als solcher eigenwillig und drangvoll, selbständig zu herrschen. Aber viele Eltern verstehen diese alte Weisheit, und brutal in ihrer körperlichen Überlegenheit setzen sie das Kind auf das Gefeld, das sie selber befahren oder doch gerne befahren möchten, ihren eignen Träumen soll das Kind die Erfüllung geben. Eltern ihr ändert den Geist eures Kindes nie, könnt ihr höchstens verkrüppeln, er ist und wird nach eigenen Gesetzen! Das ist vornehmste Elternpflicht, von solcher Liebe — und Liebe ist Opfer, Selbstentäußerung — zum Kinde durchdrungen zu sein, daß ihr seine Gesetze in seiner Seele lesen könnt und versteht. Wie ihr das macht, das kann ich euch nicht sagen, nur das rufe ich euch zu: Mann und Weib, vereint euch in Liebe, in Liebe die Wahrheit geworden ist, denn lange vorher, bevor eure Leiber die leere Form der Vereinigung erfüllten, ist der Inhalt schon geworden, lebt das Kind in der Ehrlichkeit oder Un-ehrlichkeit eures Geistes. Dann werdet ihr auch später fühlen, wie die Dankbarkeit aus dem kindlichen Herzen euch ungewollt entgegenwächst, und ihr habt nicht notwendig, in roher Weise dieses natürlich angeordnete Gefühl zu fordern. Im übrigen denke ich mir die Erziehung so:

Bis zum sechsten Jahre ist das Kind ganz in der Obhut der Mütter gestellt. Es wäre lächerlich, einer Mutter enge Regeln über die Erziehung ihres Kindes aufzustellen, denn der mütterliche Instinkt ist viel höher anzuschlagen als sämtliche Wissenschaft auf dem Erziehungsgebiet; der Staat muß nur dafür sorgen, daß der Mutterinstinkt über ein Verständnis des natürlichen Geistes ist, nicht überwuchert oder gar erstickt wird von der Materie des unbeständigen Tages. Das geschieht wohl am besten durch Pflichterfüllung. Ein Pädagoge halte allmählich eine einstündige Vorlesung über Kindererziehung mit anschließender Aussprache. Aber Pflichterfüllung von einem der beiden Eltern wäre er-

forderlich. In Deutschland, dem Lande der Schulen und der Lehrer, ist an Kräften zur Abhaltung solcher Abende kein Mangel. Die Mutter lege die Grundlage zu einer vernünftigen Körperpflege, Schönmach und Zahnbürste müssen dem Kinde notwendige tägliche Gebrauchsgüter werden. Von Kopf bis zum Fuß soll es sich jeden Morgen waschen lernen. Dann wird das Kind ganz von selber nicht der Feigenblattkultur, d. h. der Unsitlichkeit, in die Hände fallen, und das Natürliche am Menschen auch natürlich empfinden. Durch den Körper gelangt man erst zur Seele, man verachtet nur nicht dieses Wort.

Vom 14. Jahre an sollen diejenigen Leute nach dem Geschlecht getrennt, in Pflichtausbildungshäusern bis zum sechzehnten Lebensjahre gemeinsam erzogen werden. Der Staat richte also Institute ein, in denen der junge Mensch, losgelöst von Heimat und Eltern, die letzte Ausbildung seines Willens erhält, wo ihm das Bewußtsein erwacht, daß Wille und Wunsch der Allgemeinheit den egoistischen Trieben des eigenen Herzens vorgeht. Natürlich soll dieser junge Staat nicht einfach ein Weiterdrücken der Schulbank, ein Auswendiglernen und totet Abfragen sein, es gebe hier keine disziplinären Strafen, keine Prüfungsordnungen. Hier lerne der junge Mensch das Wort „Sozial“ in seiner ursprünglichsten Bedeutung verstehen. Bisher war es ja so, daß selbst ein Gymnasialabsolvent nur unklare Vorstellungen über volkswirtschaftliche Begriffe, wie Agrarreform, Bodenkultur, Genossenschaftswesen usw. hatte. Elementare Vorlesungen über Nationalökonomie, deutsche Kultur und Sprache (Literatur, Einführung in Lesarten unserer Klassiker), Gesundheitspflege (durch den Arzt sexuelle Aufklärung), unsere Nachbarländer usw. Außerdem lasse man dem jungen Körper die nötige Lebensfreude in gesunden Sport. Die Anstalten für den Städter müßten auf dem Lande, in Wald und Biese, liegen, die für den Ländler in der Nähe einer Großstadt. Der Städter muß Erdgeruch atmen, das Landfind den Industriefleiß der Stadt bewundern. So würde jeder die Arbeit seines Volksgenossen schätzen lernen, und vielleicht könnte man so dem leidigen deutschen Partikularismus am besten den Garaus machen. Ueber Berufsfragen müßten Fachleute Vorlesungen halten. — Das Mädchen werde eingeführt in die Pflichten seines natürlichen Berufs, der Mutterpflicht, des Hausalters.

Nach Austritt aus diesem Institut treten der Knabe und das Mädchen in ihren Beruf. Die theoretischen Kenntnisse müßten wie bisher Fachschulen vermitteln. Wer weiter studieren will, der gehe jetzt auf das Gymnasium, wo er in acht Semestern auf die Universität vorbereitet wird. Es braucht ja heutzutage nicht mehr gesagt zu werden, daß die höheren Schulen auch dem Sohne des Tagelöhners und Handwerkers offenstehen. Aber wenn der Staat einem Kinde vorwärts hilft, dann soll er ihm auch helfen, bis es die Stufe erreicht hat, auf der es stehen will, und es nicht vor der Versuchung dem moribunden Alltag ausliefert. Wie mancher zerfällt noch auf der Universität, weil die dürftigen Stipendien — beutunja — nicht einmal soviel sind wie der lächerliche Tropfen aus dem heißen Stein. Die Härte, die ein solcher Student in sich trägt, frisst sich ihm und seinen Kindern ins Mark, und darum soll der Staat lieber zehn anständig unterstützten als hundert mit Prokrasten füttern.

Der neue Lehrplan an den Gymnasien braucht gar nicht so unwohlend zu sein. Nur plage man die jungen Leute nicht mehr täglich mit Latein und Griechisch. Nicht als ob das Altertum für uns ohne Bedeutung geworden wäre, aber wir haben keine Zeit mehr, unsere Jugend in dem Linsenge mit der Antike anzufüllen, wie das bisher geschah. Englische und französische Kultur, in den entsprechenden Grenzländern auch russische, muß unsere Jugend zu begreifen suchen, damit die Brücke des Verkehrs geschlossen werden kann. Aber vor allen Dingen, zuerst und zuletzt muß Deutschland gelebt werden, denn in erschreckender Weise haben die politischen Wirren gezeigt, daß viele germanische Köpfe das germanische Denken verloren haben.

Vielleicht können diese Andeutungen mit dazu beitragen: ein Geschlecht herauszugeben, das wieder jung ist, und das darüber jubelt, in die Welt schauen zu dürfen, ein Geschlecht, das wieder das Staunen kennt, das Reizt des Jungseins vom alten Goethe. Und ein ewig junges Geschlecht wird auch den Staat in Jugendfrische halten und ihn bewahren vor Morphem und Bessell.

## Die Osterreise

Es ist am Samstag acht Uhr vormittags, er geht in sein Bureau.

„Eise“, sagt er, „du weißt, vier Uhr fünfundzwanzig fährt unser Zug, sei recht lieb und mach, daß du fertig bist!“

Mit einem Satz verspricht und beschwört Eise alles, was er nur wünschen kann.

Es ist zwölf Uhr mittags, er kommt zurück, sie empfängt ihn:

„Edgar, es ist alles bereit, wir können fliegen oder reiten, wann wir wollen.“

Er lässelt liebkosend ihre Hand.

Bevor er wieder geht:

„Eise, jung früh an, dich anzuziehen!“

„Aber —“

„Ich meinte bloß!“

Er geht getrübt und kommt um halb vier.

Sie ist „beinahe“ fertig, näht aber noch an einem Kleid.

„Eise, du verzichtst, aber ich meine doch —“

„Rein, ich kann es nicht ausstehen, wenn nicht alles in Ordnung ist, so bin ich mit einmal, einen Augenblick, dann ist's gemacht.“

Er schlacht einen Seufzer und geht hinaus.

Als er fünf Minuten vor vier wiederkommt, sitzt sie und zieht neue Schnürbänder in die Schuhe, Bänder, an denen man annähernd ein Klavier drei Stodwerk hoch tragen könnte. Sie arbeitet rasend, zieht wie ein Adergaul und holt nur zeitweise tief Atem.

Er deutet mit der Hand auf die Standuhr. Sie, in der Höhe:

„Aber du kannst doch nicht verlangen, daß ich wie ein Gassenmädchen auf einer Kurpromenade erscheine, laß mich doch machen, du siehst doch, wie ich mich beeile.“

Er sieht und geht.

Vier Uhr fünf.

Er kommt und will die Handtasche in das Auto tragen, das draußen steht.

„Rein, nein! Ich muß noch den andern seidenen Schal —“

Er deutet auf seine Taschenuhr, die er in den Händen hält.

„So quäl mich doch nicht immer so, ich mach doch, was ich kann. Du wirst mir doch nicht zumuten, daß ich mit einem einzigen seidenen Schal eine Reise antrete!“

Er geht und verhandelt den Chauffeur, dieser macht eine bedenklliche Miene und tut.

Sie vom Balkon herunter:

„Komm doch eben noch mal schnell herauf, ich bring' einen, einen — so komm doch!“

Er fliegt und macht einen Knopf zu.

Sie geht mit ihm die Treppe hinunter, er zieht die Uhr, um heimlich nachzusehen, sie hat es bemerkt: „Siehst, damit hält man sich immer am meisten auf!“

Als sie unten angekommen, greift sie in ihr Handtaschlein:

„Ach Gott, kein Taschentuch, nein, ich muß schnell —“

Als sie wiederkommt, sagt das Dienstmädchen:

„Gnädige Frau, es ist vier Uhr zwanzig!“

Er zum Chauffeur:

„Wie lange brauchen Sie an den Bahnhof?“

„Mindestens fünfzehn Minuten!“

Sie ringt die Hände:

„Gott im Himmel, so geht es immer, jetzt können wir —“

„Rein, nein! wir kommen noch hin, ich habe die Uhr um eine Viertelstunde vorgestellt!“ sagt er, und sie steigt ein und drückt sich mollig in die Polster.

Das dauert eine Straßendauer, dann springt sie plötzlich auf:

„Aufsteh, he, halt! Edgar, ich habe meine Zahnbürste vergessen!“

Der Chauffeur bremst, daß die Funken stieben, eindrucksvolles Wortgefecht, wobei er aber schließlich siegt mit dem Argument, daß man sonst auch eine Zahnbürste laufen kann.

Sie wirft sich schmollend in die Polster.

Der Chauffeur kurbelt seinen Motor an, wirft herbe Blicke auf den Asphalt, und die Fahrt geht weiter.

Als das Auto vor dem Bahnhof hält, schaut sie auf die Uhr oben am Giebel des Bahnhofs.

Sie wird blaß und haucht:

„Es ist vier Uhr sechsundzwanzig!“ ihre weichen Hände gleiten wie schlos über die weichen Polster, „lehren wir gleich wieder um!“

Freundlich, mit einem Unterton von Schelmerei gesteht er:

„Komm, Eise, der Zug fährt in Wirklichkeit fünf Uhr, wir können noch eine Tasse Kaffee —“

## Luftige Eise

Der Gipfel

A.: „Unser Professor war der geritzteste Mensch von der Welt. Dabei bildete er sich ein, er habe ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Wenn ich zu Hause etwas vergessen habe, sagte er, dann fällt es mir doch immer unterwegs ein.“

B.: „Das ist gar nichts. Ich kannte einen Professor, der war so geritzert, daß er eines Abends seine Stiefel ins Bett legte, sich selbst vor die Tür stellte und den Jreum erst merkte, als das Mädchen morgens die Stiefel holen wollte.“

Der Weißlichtige

Der alte Droschkentreiber Lehmann sitzt auf seinem Bod und will die Zeitung lesen. Es geht nicht mehr so recht.

„Ach Jott“, seufzt er, „die Drogen sind ja noch ganz gut, bloß die Arme werden zu kurz.“

Ach ja!

In unsere Küche hängt in Kalenderform eine Lebensmitteltabelle aus Blei. Kleine regulierbare Vorrichtungen ermöglichen, Fehlbendes daraus anzumerken. Auf dieser Tabelle steht der Spruch:

„Wenn ein Vorrat geht zu Ende, zieht den Schieber vor behende.“

Und darüber: D. R. G. M.

Zustand

Herr Dimpfl sah mit seinem Söhnchen im Hofbräu. Er machte ein mißrätliches Gesicht. Täglich wurde das Bier dünner. Gimmistrustärten!

„Boater, was ist das für a Zeichen?“ fragte der junge Dimpfl und wies auf den Gesichtstrich am Glase.

„Dös is die Hochwassermark!“ brummte der alte Dimpfl.

Der Hausschlüssel

„Er“ hat ausnahmsweise den Hausschlüssel mitbekommen, schlägt über die Stränge und kommt beduselt nach Hause. Nachdem er eine Viertelstunde lang mit seinem Schlüssel neben der Tür herumgesummelt hat, knurrt er: „Gemeinheit! Jetzt hat sie mir den Schlüssel mitgegeben, aber das Schlüsselloch weggenommen.“

Die Ehe

Im katholischen Religionsunterricht soll ein Knirps die sieben Sakramente aufzählen. Sechs sagt er richtig her, beim siebenten, der Ehe, stockt er.

Lehrer (einbissend): „Nun, di E — die E —“

Schüler (strahlend): „Die ewige Seligkeit.“

Lehrer (für sich brummend): „Du hast eine Ahnung.“

Goethe, der Expressionist

Goethe wird neuerdings von den Expressionisten in Anspruch genommen. In der Tat kennen wir einige Fassungen seiner Gedichte (wahrscheinlich Ur-Text), die beweisen, daß er eigentlich von Natur aus Expressionist war. J. D.

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß“

Hieß so:

Deß Brotkrum lauscht nie Tränen Geseite,

Bollkummer Nächte nachhalsen Geleier

Nie Betrond sonstig Gefährlich wer, —

Euch Mächte nichtkenn himmlische Der! —

Ihr! Führend Mitle in Leben uns Ihr!

Ihr! werden Armen lassen

Oder: Ueber allen Bisseln ist Ruh...

Bisseln. Bisseln. Bisseln. (Rufal)

Heber. In. Allen. Biss! Ruh!

Spärend Du?

Spärend Du?

Walden Gebügel verallte...

Geduld. Balde:

Mädchen entzifferte mit gemischten Gefühlen die halbverwachsene, in ihrer lachenden Stellung entzifferte Aufschrift: 6 Mann oder 40 Pferde.“ Es ist noch schlimmer als vierter Kasse, dachte sie schodiert, als sie den Fuß überhoch heben mußte, um das Trittbrett zu erreichen. Und dafür mußte man auch noch erster lösen!

Wie sie aber einmal drin waren, in den Viehwagen, da zeigte sich der überraschenderweise ganz komfortabel eingerichtete. Zwei Sitzbänke zweiter Klasse, deren Plüsch freilich etwas unwohlwollend wirkte, waren darin aufgebaut, davor standen kleine Tische. Daneben zeigten sich sogar die Köcher einer Dampfheizungsanlage. Von der Decke hing eine Gaslampe herab mit nagelneuem Glühbirnen. An der vorderen Wand des Wagens befand sich allerhand geheimnisvoll aussehende Meßapparate, die unmittelbar mit der Lokomotive des Güterzuges in Verbindung standen. Auch gab es da einige imponierende verschlossene Schränke mit Aufschriften wie: Radeln — Feuerlöscher — Rettungsflinten. Das Interessante an der ganzen Einrichtung aber waren zwei reizende kleine Ausgucke, die zu beiden Seiten in die Wände eingebaut waren und durch die man den ganzen Zug gleichzeitig vorwärts und, ohne den Kopf zu wenden, mit Hilfe eines Spiegels auch rückwärts übersehen konnte. Das junge Mädchen wurde nicht müde, immer wieder durchzugucken und staunte dabei wie ein Kind in die Hände vor Vergnügen!

Der Zugführer kam herein, wurde durch eine Zigarre des alten Herrn gesprödig gemacht, erklärte die Sicherheitsvorkehrungen näher und erzählte allerlei Eisenbahnunfälle aus seinem Leben. „Wo Holz gebauen wird, da fallen Späne!“ sagte er. „Bei der Bahn kommt, irgendwo, alle Tage was vor.“ Einmal hatte er die Insassen eines Personenzuges noch im letzten Augenblick vor einem Zusammenstoß bewahrt, indem er den Güterzug, dessen Bremsen versagten, zum Entgleisen brachte, ein andermal sich selbst durch einen gewagten Sprung von der Lok-

omotive gerettet. Ein bishigen Eisenbahnlerlein lief mit unter bei seinen Geschichten.

Und dann kletterte er hinaus, nachdem er auf Wunsch des alten Herrn die großen Schiebetüren zu beiden Seiten des Wagens weit geöffnet hatte. „Die Herrschaften werden ja wohl nicht aufstehen und herausfallen,“ sagte er warnend.

Nun wurde es eine wunderschöne Fahrt im Güterzug. Die Sonne ging seitwärts unter und überflutete noch einmal mit ihrem Glanze die große grüne und blühende Ebene. So nah schien das alles in dem offenen Wagen, daß die beiden Insassen meinten, die Blüten der Obstbäume mit Händen greifen zu können, wie der Zug an den Gärten der Dörfer entlang fuhr.

Anfangs hatten sie geschwiegen, dann aber kamen sie ins Gespräch, das brist, eigentlich redete das junge Mädchen ganz alleine. Sie erzählte allerhand aus ihrem Berufs, was für Listen und Tricks die Leute anwandten, um sich mehr Lebensmittelforten zu verschaffen, als ihnen zustanden. „Kriegen sie aber nicht?“ rief sie lebhaft. „Nur manchmal, wenn eine arme Frau kommt,“ sagte sie, „dann tue ich, als hätte ich mich geirrt, und schenke ihr ein paar Pfund Brotkrumen mehr.“ Sie wartete ein bißchen bei diesem Geständnis und wachte nicht, wie hübsch sie dabei ausah. Der alte Herr aber bemerkte es wohl, denn er hatte darin von früher her eine reiche Erfahrung.

„Könnte Ihr gutes Herz nicht auch mir einen Wunsch erfüllen?“ fragte er.

„Aber gern!“ rief sie. „Sie wollen gewiß ein Pfund Reisbrotkrumen, nicht wahr?“ Und schon wühlte sie, ahnungslos, in ihrer Handtasche.

Da sagte er leise: „Rein, das meinte ich nicht.“ Sie sah, daß etwas wie eine tiefe Traurigkeit sich auf seinem Gesicht ausbreiten wollte. Aber ehe sie sich noch ausbreiten konnte, legte sie schnell die Tasche beiseite, beide Arme mit den durchdringenden Armen um seinen Hals und küßte ihn. Er zog sie

an sich, und einen Augenblick verharrten sie so. Der Zug schüttelte leise, die milde Abendluft drang herein, vermischt mit Vögelgefang, Blütenstaub und den letzten Strahlen der untergehenden Sonne.

Und dann kam der Führer des Güterzuges. Es war aber auch höchste Zeit, daß er kam, denn die erste Kirche der großen Stadt war schon ganz nahe herangerückt und winkte mit ihrem spitzen Turm wie mit drohendem Zeigefinger.

## Bermischtes

Et was vom Osterhasen. Als Standsbilder des lebendigen Lebens stehen die Eier in engster Beziehung zum Osterfest. Für das fröhliche Frühlingstier wurde das Ei zum Wanderzeichen. In einem alt-polinischen Lied wird zur Frühlingseier der Sonne ein Ei angeboten; da die Sonne die Quelle des Lebens, Lichtes, aller Kraft, der Zeugung, Verjüngung und Erneuerung darstellt, so wird ihr ebenfalls das Ei zum Symbol. Das alte Ei der Polen ist rot, weil die flammende Feuerfarbe an die flammende Sonne gemahnt. Rot und gelb sind die Farben des Feuers und der Sonne und darum die speziellen Farben des eigentlichen Osterfestes. Nach uralter indogermanischer Anschauung galt das Ei als Zeichen für die erwachende Welt und den Anfang des Lebens. Auch der Hase war ein altes Sinnbild der Fruchtbarkeit bei unsen heidnischen Vorfahren, und so vermengten sich die Bedeutungen. Vom Altertum war der Hase der Venus und Eros gemahnet. Das Hasenfleisch hatte bei den Römern die Bedeutung, daß es schön mache; also wer Hasenfleisch verzehrte, galt als hübsch. Der germanisch-heidnische Aberglaube des Volkes ließ Hesen in Hasenform erscheinen, die gern den Krühen die Milch auskauften. Mit dem Hinweis auf den leichten Schlaf des Hasen wollte man darauf hinweisen, daß die Seele fortlebe. Auf Grabmälern stellte man Hasen dar, die aus einem

umgestürzten Korb trafen, um die Bekehr zu befestigen, daß der Tod die Fortdauer des Lebens nicht vernichten kann. Noch heute soll ein über den Weg laufender Hase Unheil ermarken lassen. Gelsenfener nehmen mit Vorliebe des Hasen Gestalt an. Altheidnische Glaube und daraus entstandener Aberglaube haben sich viel mit den Hasen beschäftigt, und daraus sind viele herrliche Legenden entstanden. Der Hase läßt sich nicht trennen von der germanischen Göttin; er hat die Aufgabe, an deren Festen für die leidlichen Bedürfnisse des Volkes Sorge zu tragen. Die Volkseinstellungskraft hat sich mit diesem Tier viel beschäftigt, und auch in den Märchen finden wir Meister Langohr sehr häufig wieder; in vielen schönen Darstellungen und Erzählungen sind uns diese Schätze erhalten geblieben. Der schöne Bericht vom Hasen und dem Zwinegel, der Freund Lampe so hübsch betrog und durch 43 Mal hintereinander wiederholten Wetlauf zu Tode beht, fällt jedem ein. Mit der „hässlichen Braut“ beschäftigt sich ein anderes Märchen. Diese Braut: lief davon, während der Hase die Hochzeitstele, die aus lauter Hasen bestanden, zusammenholte; als er heimkehrte, fand er keine Braut, sondern nur eine Strohpyramide vor; seitdem soll der Hase sehr traurig sein. — Drei Brüder streiten sich um das väterliche Erbe; jeder soll von ihnen ein Meisterstück liefern; einer bekommt es fertig, einen Hasen im Lauf zu töten und ihm noch das Härtchen zu fangen; da er aber noch von seinen Brüdern übertrüffelt wird, schließen alle drei von neuem Freundschaft und leben friedlich nebeneinander. — In einem anderen Märchen werden dem Hirtenjungen Hans vom Greifenvogel schwierige Aufgaben gestellt; eine verlangt, hundert Hasen zu hüten, ohne daß einer davon läuft. Er löst diese Aufgabe glänzend, indem er den Hasen auf einer Zaubersilote etwas vorpflegt. — Wenn Meister Lampe da ist, kommt auch der Frühling ins Land; deshalb freuen wir uns immer wieder, wenn er mit possierlichen Sprüngen im Wald uns trifft und davonläuft.